

## WOZU NOCH THEORIE DER GESCHICHTE?

### Über das ambivalente Verhältnis zwischen Gesellschaftsgeschichte und Modernisierungstheorie

Im Jahre 1975 erschien in der Bundesrepublik ein kleines Buch, das seitdem unter deutschen Historikern viel gelesen und zitiert wurde: *Modernisierungstheorie und Geschichte* von Hans-Ulrich Wehler, der Anfang der siebziger Jahre zusammen mit Jürgen Kocka und Reinhart Koselleck die sogenannte „Bielefelder Schule“ gegründet hatte.<sup>1</sup> Dieses Buch beinhaltete einen Überblick und eine kritische Würdigung der vornehmlich soziologischen und politologischen Modernisierungstheorien und zwar aus dem Blickwinkel der sogenannten „Gesellschaftshistoriker“. Damit waren diejenigen deutschen Historiker gemeint, die Geschichte als „historische Sozialwissenschaft“ betrachteten und den damit vollzogenen „Paradigmawechsel“ in der Geschichtswissenschaft als ihre Aufgabe und zugleich als ihr Programm verstanden. Demzufolge benötigten Historiker „Theorien“, die sie in ihren Arbeiten „anzuwenden“ trachteten, um die Geschichte in eine „historische Sozialwissenschaft“ transformieren zu können: Das war einer der methodologischen Leitgedanken dieser reformfreudigen Gruppe, welchen die deutschen Gesellschaftshistoriker mit vielen Kollegen im Ausland teilten. Ihr reformistisches Programm genoss wahrhaftig internationale Verbreitung und wurde im Ausland wie in der Bundesrepublik unter unterschiedlichen

---

<sup>1</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975. Siehe weiter meine Aufsätze über Wehler und Kocka in: Kelley Boyd (Hg.), *Encyclopedia of Historians and History Writing*, London 1999, S. 1289 f. und S. 650–652.

Etiketten ausgetragen.<sup>2</sup> Und weil die Historiker, so die „Bielefelder“, traditionell meistens theoriescheu, wenn nicht überhaupt theoriefeindlich, gewesen seien, müssten die jungen Gesellschaftshistoriker sich die für ihre Analysen notwendigen Theorien von außen, das heißt von den Sozialwissenschaften, „leihen“.<sup>3</sup> Aus diesem Grund stellte Wehler zunächst in einem Überblick die Vor- und Nachteile der von ihm besprochenen Modernisierungstheorien dar. Diese Bilanz verlieh dem Buch einen auffallend ambivalenten Charakter, denn der Historiker Wehler war im Hinblick auf die Problematik, die den sozialwissenschaftlichen Modernisierungstheorien anhaftete, keineswegs blind. In diesem Kontext formulierte er folgende elf kritischen Argumente gegenüber Modernisierungstheorien, auf welche später zum Teil noch näher eingegangen werden wird:<sup>4</sup>

1. Gemäß diesen Theorien werde die Gesellschaft der USA als implizites Modell der Gesellschaft überhaupt vorausgesetzt.
2. Jenen Modernisierungstheorien sei eine unilineare Entwicklungslogik inhärent.
3. Westliche Superiorität gegenüber dem Nichtwesten werde im Rahmen jener Ansätze postuliert.
4. Die Weltgeschichte werde in die Phase der „Tradition“ und die der „Modernität“ dichotomisiert, wobei die Geschichte auf jenen „Transformationsprozess“ von der Tradition zur Moderne, das heißt auf die „Modernisierung“, reduziert werde.
5. Dabei werde eine einheitliche „Tradition“ vorausgesetzt.

---

<sup>2</sup> Siehe im Hinblick auf die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich Georg Iggers, *New Directions in European Historiography*, Middletown 1975 und Gerard A. Ritter, *Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung*, Darmstadt 1989, S. 19–89.

<sup>3</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Köln 1973. Für einen Überblick über die umfassende Literatur zu diesem Thema siehe Chris Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln–Weimar–Wien 1997, S. 349–361.

<sup>4</sup> Vgl. Wehler, *Modernisierungstheorie*, S. 18–30.

6. „Modernisierung“ werde meistens sehr lückenhaft operationalisiert.
7. Die von Wehler kritisierten Theorien gingen von einer einheitlichen Entwicklung eines integrierten „Systems“, ohne Berücksichtigung von rückläufigen Entwicklungen der Teilsysteme, aus.
8. Darüber hinaus nähmen jene Ansätze einen Gleichgewichtszustand gesellschaftlicher Systeme an, was eine Fokussierung auf Strukturen anstatt auf Prozesse mit sich bringe.
9. Implizit werde dabei das „soziale System“ meistens mit einer nationalen Gesellschaft gleichgesetzt.
10. Diese Modernisierungskonzepte seien durch eine theoretisch wie empirisch fatale Unterschätzung der Politik und eine falsche Voraussetzung der Synchronisierung von ökonomischen und politischen Systemen, das heißt von Industrialisierung und Demokratisierung, gekennzeichnet.
11. Herrschaft, Konflikt und Interesse werden von soziologischen und politischen Modernisierungstheorien meistens nicht oder nicht adäquat thematisiert.

Die Liste der Einwände ist derart fundamental und umfangreich, dass mancher Leser sich fragen könnte, ob es überhaupt für Historiker vernünftig sei, Modernisierungstheorien in ihren Arbeiten „anzuwenden“. Wehler jedoch bejahte diese Frage emphatisch – und das galt zwanzig Jahre später (1995) offenbar noch immer, da er seinen Text dann nochmals unverändert abdrucken ließ.<sup>5</sup> Auch über den Grund seiner Vorliebe für Modernisierungstheorien ließ er den Leser nicht im Unklaren. Seine Argumente *für* die Anwendung von Modernisierungstheorien in der Geschichtswissenschaft – wobei er namentlich die Ansätze von Peter Flora sowie Stein Rokkan und das Werk Max Webers als gelungene Beispiele anführte – waren ebenso explizit und umfangreich wie seine im vorangehenden dargestellte Kritik:

---

<sup>5</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Die Geschichte als Gegenwart*, München 1995, S. 13–60.

1. „Die Modernisierungstheorie trägt dazu bei, a) die Voraussetzungen für den epochalen Einschnitt im ausgehenden 18. Jahrhundert zu klären; b) die Zäsur, den Durchbruch der „Moderne“ genauer zu bestimmen; c) die Folgewirkungen im Okzident und dann für die Welt, die Epoche der Modernisierung präziser als bisher zu analysieren. In diesem Sinne beansprucht sie tendenziell, die moderne Epoche allmählich auf eine adäquate historische Theorie zu bringen.“<sup>6</sup>
2. Die Modernisierungstheorie biete deshalb „das z.Z. wahrscheinlich differenzierteste Instrumentarium an“, um „die Dynamik eines eigentümlichen Evolutionsprozesses zu erfassen“.
3. Es gebe „keine überlegene Gegenposition“, denn auch der Marxismus – das Buch erschien ja Anfang der siebziger Jahre – könne aufgrund seiner ernsthaften theoretischen und empirischen Probleme nicht als solche angesehen werden. Außerdem sei die Marxsche Theorie als eine *Variante* der Modernisierungstheorie zu interpretieren.
4. Die Modernisierungstheorie gestatte es, „die normativen Elemente des Modernisierungskonzeptes klar anzugeben“. Diese seien „die liberalen und demokratischen Werte“, die es erlauben, „jeweils auf ein Defizit an solchen Werten bzw. an ihrer Berücksichtigung in den okzidental Staaten hinzuweisen“.
5. Die Modernisierungstheorie bringe für die historische Arbeit viele Vorteile mit sich:
  - a) Sie biete für die Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der konkreten historischen Modernisierungsprozesse „Problemtheorien und Lösungstypologien“.Modernisierungstheorien gestatteten darüber hinaus:
  - b) „die Selektion von wichtigen Untersuchungsfeldern und Forschungslücken“,
  - c) „die Bildung überprüfbarer Hypothesen für die funktionelle und kausale Erklärung strittiger Phänomene“ sowie
  - d) „den Vergleich, besonders auch von ungleichzeitigen Entwicklungen, Unterschieden, funktionellen Äquivalenten („relative Rückständigkeit“ der Nachfolgegesellschaften)“.

---

<sup>6</sup> Wehler, Modernisierungstheorie, S. 59.

e) Modernisierungstheorien bieten Kriterien für „die Periodisierung“ – und schließlich f) Kriterien für „die *Relevanz* für unsere Gegenwart“.

6. Schließlich biete die Modernisierungstheorie Instrumente für „eine synthetische Darstellung langfristiger Entwicklungsprozesse“, zum Beispiel für eine synthetische Darstellung der deutschen Geschichte seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert.

Diese imposante theoretische Bilanzierung schloss Wehler mit der Bemerkung ab, dass „alles von überzeugenden empirisch fundierten historischen Analysen und Darstellungen abhängt“ und dass deshalb die Modernisierungstheorie „in konkreten Untersuchungen oder Übersichtsdarstellungen [zu] prüfen und [zu] nützen“ ist.<sup>7</sup>

*Nicht* geklärt wurde die Frage, *wie* Wehler genau das Pro und Contra der Modernisierungstheorie gewichtete und *warum* Wehler die kritischen Argumente gegen die Modernisierungstheorie letztendlich für nicht gravierend hielt. Ebenso wenig geklärt ist, *warum* und *wie* er einige Argumente *contra* – namentlich den statischen Fokus auf Strukturen anstatt auf Prozesse, die Dichotomisierung der Geschichte in Tradition und Moderne und die normative Modernitätsfreudigkeit – in Argumente *pro* transformierte. Denn das war der Fall, zumal er unerwartet die Modernisierungstheorie als „*historische* Theorie“ anpries, die die „*Dynamik*“ des Evolutionsprozesses *der* Moderne fassen könne. Ebenso bleibt im Dunkeln, wie sich das Argument *gegen* die Glorifizierung der USA-Gesellschaft zu dem Argument *für* die Benützung des „liberal-demokratischen Wertekatalogs“ zur Feststellung der historischen „Abweichungen“ („Praxisbezug“ der Modernisierungstheorie) verhält. Ob Wehlers Argument, dass es „zur Zeit keine rational überlegene Alternative für die Modernisierungstheorie gibt“, einleuchtend für Soziologen oder Politologen ist, mag dahingestellt sein: doch für noch nicht überzeugte Historiker ist es be-

---

<sup>7</sup> Vgl. Wehler, *Modernisierungstheorie*, S. 59–63. Mit dieser Synthese kündigte Wehler schon sein Lebensprojekt *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* an, das noch nicht vollendet ist.

stimmt zu unpräzise,<sup>8</sup> wobei Wehlers Annahme „The proof of the pudding is in the eating.“ Historiker vermutlich am ehesten überzeugt hat.

Eine von der Modernisierungstheorie strukturierte, empirisch fundierte historische Analyse hatte Wehler 1973 selbst vorgelegt. Sein Buch *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918* avancierte blitzschnell zum Klassiker der Gesellschaftsgeschichte und wurde in viele Sprachen übersetzt.<sup>9</sup> Obwohl der Autor bereits 1977 das Buch als „Experiment“ charakterisiert und relativiert hatte,<sup>10</sup> wurde es bis 1988 noch fünfmal unverändert aufgelegt. Niemand, der sich professionell mit moderner deutscher Geschichte beschäftigte, konnte das „modernisierte“ Kaiserreich von Wehler ignorieren. Das Buch wurde massenhaft gelesen, gelobt und kritisiert – und schon dadurch ein Riesenerfolg. Auch Wehlers wichtigster Kritiker, Thomas Nipperdey, geriet in den Bann der Modernisierungstheorie, obwohl er sich sehr kritisch zu Wehlers Thesen äußerte.<sup>11</sup>

---

<sup>8</sup> Siehe z.B. das Editorial zum Sonderheft *Modernisierung und Modernisierungstheorie* in: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft* 24/1 (1996), S. 9, wo behauptet wird, dass die Modernisierungstheorie „das einzige fachimmanente Angebot zum Begreifen gesellschaftsweiter Transformationsprozesse ist. Ohne sie stünde unsere Disziplin mit leeren Händen da“. Gleich darauf folgt aber: „Daß die Modernisierungstheorie heute ohne ernsthafte Alternative dasteht, heißt allerdings noch lange nicht, daß sie ‚richtig‘ ist, bestätigt durch die jüngste Vergangenheit, sondern konnte auch heißen: sehr viel hat die Disziplin auf diesem Gebiet offensichtlich nicht zu bieten. Darüber hinaus konnte der Mangel an überzeugenden Alternativen auch ganz schlicht ein Zeichen dafür sein, daß die Zeit der Großtheorien vorbei ist“.

<sup>9</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*, Göttingen 1973.

<sup>10</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Kritik und kritische Anti-Kritik, in: *Historische Zeitschrift* 255 (1977), S. 347–385.

<sup>11</sup> Siehe Thomas Nipperdey, Probleme der Modernisierung in Deutschland, in: Thomas Nipperdey, *Nachdenken über die deutsche Geschichte*, München 1990, S. 52–77. Siehe hinsichtlich eines Überblicks über die Debatten rund um Wehlers *Kaiserreich*: Chris Lorenz, *Beyond Good and Evil? The German Empire of 1871 and Modern German Historiography*, in: *Journal of Contemporary History* 30 (1995), S. 729–765.

Das „Paradigma“ der modernisierungstheoretisch geleiteten „Historischen Sozialwissenschaft“ war in Wehlers *Kaiserreich* so glänzend konkretisiert und dargestellt worden, dass dadurch mitbedingt die Gesellschaftshistoriker noch einige Zeit danach eine starke Konjunktur zu verzeichnen hatten. Damit wurde in wenigen Jahren ein wahrer „Paradigmawechsel“ dahingehend erzeugt, dass die „traditionelle Geschichtswissenschaft“ – meistens (ab)-qualifiziert als „historistisch“ – von einer „Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus“ (Wolfgang Mommsen) „abgelöst“ wurde.<sup>12</sup> Die Produktion der Gesellschaftshistoriker war qualitativ und quantitativ imposant, sodass 1991 nicht ohne Berechtigung in Bielefeld festgestellt werden konnte, dass die Gesellschaftsgeschichte schon vor einem Jahrzehnt von der „Oppositionswissenschaft“ zur „Normalwissenschaft“ geworden sei und dass ihre Durchsetzung „schon ein Stück Wissenschaftsgeschichte“ darstelle.<sup>13</sup> Die in *Modernisierungstheorie und Geschichte* noch aufgelisteten kritischen Einwände gegen Modernisierungstheorien waren also im Vergleich mit den dargestellten Vorteilen bedeutungslos geworden – so schien es einige Zeit wenigstens.

---

<sup>12</sup> Siehe zur deutschen Entwicklung im internationalen Vergleich Iggers, *New Directions in European Historiography*.

<sup>13</sup> Vgl. Manfred Hettling, Paul Nolte, u.a. (Hg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen*, München 1991, S. 9.

*Moderne deutsche Gesellschaftsgeschichte als „angewandte“ Modernisierungstheorie in den siebziger Jahren*

Wie sah diese, von der Modernisierungstheorie strukturierte Geschichte des Zweiten Deutschen Kaiserreiches aus? Zu allererst war es keine erzählende oder narrative Geschichte im üblichen Sinne, sondern eine „*problemorientierte Strukturanalyse*“. Dies bedeutete, dass Wehler das deutsche Kaiserreich als ein relativ stabiles *System* interpretierte, dessen Funktionsweise und dessen Veränderungen er *kausal-funktionell* analysieren und erklären wollte. Demgemäß wurden unterschiedliche Phänomene wie Imperialismus, Antisemitismus, Sozialpolitik und Flottenbau nicht durch bestimmte Pläne und Intentionen von Individuen und Kollektiven, sondern eher durch deren anonyme „systemstabilisierende“ Funktionen erklärt. Die „Problemorientierung“ hatte zur Folge, dass Wehler das Kaiserreich aus *einem* Blickwinkel analysieren wollte: nämlich aus jenem seiner problematischen *Nachgeschichte*. Damit waren insbesondere die Machtergreifung Hitlers 1933, also der Untergang der ersten deutschen (Weimarer) Demokratie und der Aufstieg des Dritten Reiches, sowie als Folgen der nationalsozialistischen Herrschaft der Zweite Weltkrieg und der Holocaust gemeint. Da der Untergang des Kaiserreiches (1918) und Hitlers „Machtergreifung“ (1933) nur durch einen Zeitraum von 15 Jahren voneinander getrennt waren, war die gesellschaftshistorische „Hypothese“ Wehlers, dass das Zweite Kaiserreich und das Dritte Reich durch wichtige Kontinuitätslinien miteinander verbunden gewesen seien. Deshalb müssten bedeutsame Wurzeln des „Systems“ des Dritten Reiches im Zweiten Kaiserreich zu suchen und schließlich zu finden sein.

Das Herz der Bielefelder Konzeption von moderner deutscher Geschichte bildete eine kritische Version der deutschen *Sonderwegstheorie*, die nun modernisierungstheoretisch formuliert



wurde.<sup>14</sup> Barrington Moores *Social Origins of Dictatorship and Democracy* – ein damals hochgepriesenes Buch, das merkwürdigerweise von Wehler in seiner *Modernisierungstheorie und Geschichte* bewusst außer Acht gelassen wurde – fungierte hierbei als universalhistorischer Rahmen. Darin war die gesuchte, von der Soziologie inspirierte „historische Theorie“ der modernen Epoche am ehesten dargelegt ebenso wie eine „historische Theorie“ des deutschen *Sonderwegs* in die Moderne.<sup>15</sup> Moore interpretierte sowohl den preußisch-deutschen Weg in die Moderne als auch die japanische Entwicklung im 19. Jahrhundert als eine *konservative Revolution von oben*, die durch eine aristokratische, landbesitzende Klasse in Koalition mit dem zentralen Fürsten durchgeführt worden war, wobei zwar *ökonomische* Modernisierung – Industrialisierung – und *staatliche* Modernisierung – Bürokratisierung der Verwaltung – angestrebt wurden, doch zugleich die traditionellen *autoritären politischen* und *sozialen* Strukturen weitgehend beibehalten werden sollten. Dieser Typus der konservativen Revolution habe über autoritäre und diktatorische Staatsformen zu einem *reaktionär-kapitalistischen oder faschistischen Weg in die Moderne* geführt, da die „weiß-revolutionären“ Aristokraten eine kapitalistische Bourgeoisie für die Industrialisierung gebraucht und sich deshalb beide Schichten politisch miteinander arrangiert hätten.

Fundamental anders verlief, laut Moore, der Weg in die Moderne in England, Frankreich und den USA. In diesen Ländern seien zwar unterschiedliche *bürgerliche Revolutionen* erfolgreich gewesen, doch heiße das *nicht*, dass hier soziale Gruppen mit „bürgerlichen“ Intentionen und mit „bürgerlichen“ politischen Programmen siegreich gewesen wären. Vielmehr bedeute dies nur, dass allen drei Ländern die Entstehung einer

---

<sup>14</sup> Für einen grundlegenden Überblick siehe Jürgen Kocka, *Asymmetrical Historical Comparison: the Case of the German Sonderweg*, in: *History and Theory* 38/1 (1999), S. 40–51.

<sup>15</sup> Barrington Moore Jr., *Social Origins of Dictatorship and Democracy. Lord and Peasant in the Making of the Modern World*, Boston 1966. Wehlers Nichtbeachtung dieses Buches zeigt sich in Anmerkung 57 auf S. 78 von *Modernisierungstheorie und Geschichte*. Eine Zusammenfassung von Moores Argumenten findet sich in: Lorenz, *Konstruktion*, S. 262–268.

gesellschaftlichen Gruppe mit einer unabhängigen wirtschaftlichen Basis gemeinsam gewesen sei, welche die aus der Vergangenheit überkommenen Hindernisse für eine demokratische Spielart des Kapitalismus angegriffen habe. *Ökonomische Modernisierung* (Industrialisierung), *staatliche Modernisierung* (Bürokratisierung der Verwaltung) und *politische Modernisierung* (Ausweitung der politischen Partizipationsrechte und Demokratisierung) verliefen auf dem *demokratisch-kapitalistischen Weg in die Moderne*, laut Moore, mehr oder weniger *parallel*, während ökonomische und politische Modernisierung auf dem reaktionär-kapitalistischen Weg in die Moderne *nicht-synchron* – „ungleichzeitig“ – vor sich gegangen seien. Moores Modernisierungstheorie bietet infolgedessen die Möglichkeit, die *Abwesenheit* von demokratisch-politischen Institutionen als „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ oder als teilweise „verzögerte Modernisierung“ zu interpretieren. Diese Analyse von Geschichte wurde im Anschluss an Moore von den Gesellschaftshistorikern weitgehend in Anspruch genommen, um schließlich die „undemokratische“ deutsche Geschichte bis 1945 erklären zu können.

Der *dritte* Weg in die Moderne verlief, laut Moore, über *Bauernrevolutionen*, die in *kommunistische Diktaturen* in Rußland (1917) und China (1948) mündeten. Die Bauern seien hier, in einer Koalition mit einer revolutionären Intelligenzija, imstande gewesen, die politische Macht zu erobern und eine vom diktatorischen Staat forcierte Industrialisierung durchzuführen. Dies sei unter den spezifischen Umständen einer fundamentalen Krise des internationalen Staatensystems unmittelbar nach den zwei Weltkriegen geschehen und letztendlich weitgehend auf Kosten der Bauern selbst gegangen. Auch der kommunistische Weg in die Moderne kombiniere also wie der faschistische ökonomische und staatliche (bürokratische) Modernisierung mit einem diktatorischen politischen System: Beiden Wegen in die Moderne fehle die demokratische Ausweitung der politischen Partizipationsrechte, welche für den demokratisch-kapitalistischen Weg kennzeichnend gewesen sei. Moores Buch beinhaltete darüber hinaus auch die von Wehler gewünschte Theorie der Evolution der Moderne, denn die drei

Wege in die Moderne wurden von Moore als *entwicklungsgeschichtlich*, das heißt als *zeitliche Abfolge*, aufgefasst: zunächst fanden – ab dem 17. Jahrhundert in England – Versuche zur bürgerlichen Revolution statt. Wo nun bürgerliche Revolutionen „vermisst“ wurden oder misslangen, wie beispielsweise in Deutschland 1848, kam es erst am Ende des 19. Jahrhunderts zu Revolutionen, jedoch zu Revolutionen von oben. Wo diese Revolutionen von oben wiederum „vermisst“ wurden oder misslangen, wie im zaristischen Russland, fanden später, nämlich im 20. Jahrhundert, kommunistische Bauernrevolutionen statt. Mit diesem Konzept war es Moore gelungen, eine *Theorie der Großen Revolutionen* – das heißt eine Theorie, die, wie Wehler es forderte, den Fragen von Herrschaft, Konflikt und Interesse einen zentralen Platz einräumte – plausibel in eine *Theorie der gesellschaftlichen Evolution* zu integrieren. Auch verband Moores Theorie kapitalistische Ökonomie und faschistische politische Ordnungen, jedoch ohne Kapitalismus und Faschismus ineinanderzuschieben. Moores Modernisierungstheorie bot demgemäß die Möglichkeit, zwar über „Faschismus“ zu reden, jedoch über Marxismus zu schweigen. Dies scheint für manche der „kritischen“ Intellektuellen in der BRD während der revolutionsfreudigen sechziger und siebziger Jahre in besonderer Art und Weise attraktiv gewesen zu sein: Moores Modernisierungstheorie kann in diesem Kontext wohl als besonders „zeitgemäß“ verstanden werden.

*Das Unbehagen an der „angewandten“ Modernisierungstheorie und die Krise der Gesellschaftsgeschichte in den neunziger Jahren*

1996 wurde anlässlich der Emeritierung von Hans-Ulrich Wehler in Bielefeld die Lage der Gesellschaftsgeschichte neu zum Thema der Reflexion, was sich in zwei Sammelbänden niederschlug. Der erste Band, *Nation und Gesellschaft in Deutschland*, die Festschrift für Wehler, beinhaltete Aufsätze einer imposanten Reihe von Historikern und Sozialwissenschaftlern, die den Status der Gesellschaftsgeschichte als „Normalwissenschaft“ gut zu dokumentieren schienen. Die Frage: *Was ist Gesellschaftsgeschichte?* wurde nicht mehr explizit gestellt, wie dies noch 1991 in der Festschrift zum 60. Geburtstag Wehlers der Fall war.

Der zweite Band anlässlich einer Tagung zu Wehlers Emeritierung ist unter dem Titel *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte* erst 2000 erschienen.<sup>16</sup> Der Ton darin unterscheidet sich auffallend von dem in jener Festschrift, denn in manchen Passagen des Buches ähneln die Texte eher einem *in memoriam* als einer Festrede. So schreibt beispielsweise Jürgen Kocka, Wehlers wichtigster Kampfgenosse in allen historiographischen Kriegen seit den sechziger Jahren, Folgendes: „Um die Historische Sozialwissenschaft ist es stiller geworden. Die Sprache der sechziger und siebziger Jahre klingt vielen heute fremd. Die Distanz zwischen Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft scheint wieder größer geworden zu sein. [. . .] Ist die Historische Sozialwissenschaft ein Auslaufmodell, dessen Zeit rasch vergeht?“<sup>17</sup> Danach stellt Kocka fest, dass „sich der Wind gedreht“ habe und seit zehn Jahren zum Teil der „Historischen Sozialwissenschaft frontal ins Ge-

---

<sup>16</sup> Vgl. Manfred Hettling, Paul Nolte (Hg.), *Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays*, München 1996 sowie Manfred Hettling, Paul Nolte, u.a. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, München 2000.

<sup>17</sup> Jürgen Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, in: Manfred Hettling, Paul Nolte, u.a. (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, München 2000, S. 6.

sicht bläst“. „Weniger als je ist Geschichtswissenschaft mit Historischer Sozialwissenschaft identisch“. „Wir sind [insofern] weit von der argumentativen Wende entfernt, wie sie oben für die Formationsperiode der Historischen Sozialwissenschaft geschildert wurde“.<sup>18</sup>

Kocka historisierte das Bielefelder Projekt wesentlich durch seine Herkunftsgeschichte. Er wies dabei auf die historische Verschränkung von kritischem Praxisbezug, modernisierungstheoretischen Annahmen und der Sonderweg-Interpretation der modernen deutschen Geschichte hin: „Mit Hilfe von modernisierungstheoretischen Annahmen wurde die Sonderweg-Interpretation der deutschen Geschichte begrifflich gestützt: eine kritische Interpretation der modernen deutschen Geschichte im Vergleich zum Westen, eine Sicht, in der die Erklärung der nationalsozialistischen Katastrophe zentral war.“<sup>19</sup> „Es war die spezifische historische Konstellation der sechziger bis siebziger Jahre, die Geschichte als Historische Sozialwissenschaft in der Bundesrepublik hervorbrachte. Die sozialwissenschaftliche Einfärbung der Geschichtswissenschaft war auf das engste mit dem Versuch und mit der Möglichkeit verbunden, Geschichte als Aufklärung zu betreiben und aus Geschichte zu lernen. Mittlerweile erwartet man von der Geschichte viel stärker auch anderes: Aneignung von Vergangenheit, Erinnerung, Gewährleistung und Verbürgung von Identität, bisweilen auch Unterhaltung.“<sup>20</sup> Letztendlich betonte Kocka jedoch, dass sich auch die Gesellschaftsgeschichte ständig weiterentwickelt habe und sich weiterhin durch die „eigene Dynamik“ und durch die Konfrontation mit „neuen Angeboten und Herausforderungen von Außen“ entwickeln solle.

---

<sup>18</sup> Vgl. Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 11 und S. 16 f. - Vgl. auch Richard Evans, *Social History in the Postmodern Age*, in: *Storia della Storiografia* 18 (1990), S. 36–43 sowie Geoff Eley, *Is All the World a Text? From Social History to the History of Society Two Decades Later*, in: Terrence McDonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor 1996, S. 193–244.

<sup>19</sup> Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 8.

<sup>20</sup> Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 18.

Wehler sah sich bei dieser Gelegenheit genötigt, die Lage der Gesellschaftsgeschichte im Lichte der neuen „Herausforderungen“ zu bilanzieren<sup>21</sup>. Er legte, interessanterweise, nun eine direkte Verbindung zwischen der Aufschwungphase der Gesellschaftsgeschichte und der durch Fortschrittsoptimismus charakterisierten Modernisierungstheorie, ohne jedoch seine früheren diesbezüglichen Standpunkte zu reflektieren oder darauf hinzuweisen, dass er 1975 die Beziehung zwischen Modernisierungstheorie und Fortschrittsoptimismus (die unilineare Entwicklungslogik mit dem Westen als Telos) noch kritisiert hatte. Doch nun heißt es bei Wehler: „Die politische Reformphase der späten 1960er und 1970er Jahre verschaffte spürbaren Rückenwind. Das intellektuelle Klima unterstützte ein relatives optimistisches Fortschrittsdenken, deshalb auch die Attraktivität der Modernisierungstheorien zur Deutung langlebiger Evolutionsprozesse.“ Danach stellte er lapidar fest, dass seitdem eine „Diskreditierung des optimistischen Fortschrittsglaubens durch die Umwelt- und Wachstumskrisen, die Staaten- und Bürgerkriege“ stattgefunden habe. Die jüngere Generation sei „zutiefst skeptisch nicht nur gegenüber jedem Fortschrittsdenken, sondern sogar gegenüber jedem Evolutionsbegriff“. Im selben Zusammenhang nannte Wehler „die Enttäuschung über die Großtheorien von Marx, Weber, Luhmann, Parsons, welche die hochgespannten Erwartungen nicht erfüllt hatten“.<sup>22</sup> Über die Makrotheorie von Jürgen Habermas, die so oft als theoretische Inspirationsquelle der Gesellschaftsgeschichte fungiert hatte, schwieg Wehler jedoch.<sup>23</sup>

---

<sup>21</sup> Siehe Hans-Ulrich Wehler, Von der Herrschaft zum Habitus, in: Die Zeit, Nr. 44, 25. November 1996; Wolfgang Hardtwig, Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996; Wehler, Historische Sozialwissenschaft. Eine Zwischenbilanz nach dreißig Jahren, in: Wehler, Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998, S. 142–154.

<sup>22</sup> Vgl. Wehler, Historische Sozialwissenschaft, S. 146 und S. 148.

<sup>23</sup> Das ist insofern auffallend, weil auch Habermas' Mega-Theorieprojekt auf fundamentale Probleme gestoßen ist. Siehe u.a. Jens Greve, Sprache, Kommunikation und Strategie in der Theorie von Jürgen Habermas, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 51/2 (1999), S. 232–259.

Auch die „Kosten“ der *Sonderwegthese* – war sie doch der Eckpfeiler der Bielefelder Geschichtskonzeption, der vorher vehement gegen alle Kritiker, insbesondere gegen Geoff Eley und David Blackbourn verteidigt wurde<sup>24</sup> – wurden nun von Wehler registriert. Internationale Beziehungen, Religion, Recht, Krieg und Geschlechtergeschichte wurden als „Lücken“ der Bielefelder Geschichtskonzeption charakterisiert: „Der Sog der „Sonderweg“-These, die den ‚Zivilisationsbruch‘ zwischen 1933 und 1945 erklären wollte, hat unleugbar einen hohen Preis verlangt.“<sup>25</sup>

Wenn Wehler und Kocka – als Gründerväter der Gesellschaftsgeschichte – beide am Ende des 20. Jahrhunderts sowohl die Funktion von Modernisierungstheorie als auch die *Sonderwegthese* so weitgehend *historisieren* und dadurch *relativieren*, kann von einer „Krise“ der *Gesellschaftsgeschichte* die Rede sein. Denn Modernisierungstheorie und *Sonderwegthese* gehören beide zum Fundament der Bielefelder Konzeption, und ohne Fundamente geraten selbst betonierte Gebäude „Made in Bielefeld“ letztendlich ins Schwanken.

Bevor die Ursachen dieser „Krise“ näher betrachtet werden, möchte ich meine „Krisen-Diagnose“ noch an zwei weiteren Beispielen konkretisieren, welche sich auf Historiker der jüngeren Generation, die zum auffallendsten „Nachwuchs“ der Bielefelder Gründergeneration gehören, beziehen: nämlich auf Paul Nolte, einen Meisterschüler von Hans-Ulrich Wehler, und auf Thomas Welskopp, einen Meisterschüler von Jürgen Kocka. Beide verfassten „Bestandsaufnahmen“ der deutschen Geschichtswissenschaft, die sich unschwer als „Krisen-Diagnosen“ der *Gesellschaftsgeschichte* lesen lassen. So schreibt Nolte eine Abhandlung mit dem Titel: „*Die Historiker der Bun-*

---

<sup>24</sup> Vgl. David Blackbourn, Geoff Eley, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung*, Frankfurt am Main 1980; Geoff Eley, *German history and the contradictions of modernity: the bourgeoisie, the state and the mastery of reform*, in: Geoff Eley (Hg.), *Society, culture, and the state in Germany 1870–1930*, Ann Arbor 1996. S. 67–105.

<sup>25</sup> Vgl. Wehler, *Historische Sozialwissenschaft*, S. 146.

desrepublik. Rückblick auf eine ‚lange Generation‘<sup>26</sup>. Bemerkenswerte Charakterisierungen gab es in diesem Aufsatz viele. Doch auffallend war erstens, dass Nolte das Programm der Gesellschaftsgeschichte als ein zur *Bonner* Republik, das heißt als ein zur Vergangenheit Gehörendes typisierte. Kennzeichnend für die Gesellschaftsgeschichte waren, laut Nolte, eine klare theoretische und methodische Westorientierung, ein öffentliches Bekenntnis zur westlichen Demokratie und eine klare Absage an die Nazivergangenheit. Alle diese Orientierungen der Gesellschaftsgeschichte, so behauptete Nolte, entstammten der unmittelbaren Nachkriegslage der Bundesrepublik, inklusive des Glaubens in die „Verheißungen der amerikanisierten Moderne“, der sich auch in einer starken Vorliebe für soziologische Modernisierungstheorien niederschlug. Diese Bemerkung war auffallend, weil Wehler doch noch 1975 die Gleichstellung „der“ Gesellschaft mit den USA als *Kritikpunkt* an der Modernisierungstheorie aufgelistet hatte. Mit „Gesellschaft“ meinten die Gesellschaftshistoriker eigentlich auch „Nation“ – insbesondere die deutsche Nation –, also war Gesellschaftsgeschichte im Grunde Nationalgeschichte und Politikgeschichte geblieben.<sup>27</sup> Auch die Gleichstellung von „Gesellschaft“ mit nationalem Staat war von Wehler 1975 kritisiert worden. Demgemäß waren, laut Nolte, der modernisierungstheoretisch inspirierten Gesellschaftshistorie zwei bedeutsame Probleme inhärent, welche deren Vertreter bewusst vermeiden wollten.

Doch das war noch nicht alles. Viele der sogenannten Gesellschaftshistoriker waren, laut Nolte, eben „nie Sozialhistoriker gewesen, sondern Politikhistoriker in einem fast klassischen Sinne“. Den damaligen Erfolg der Gesell-

---

<sup>26</sup> Paul Nolte, Die Historiker der Bundesrepublik. Rückblick auf eine „lange Generation“, in: *Merkur* 53/5 (1999), S. 413–432. Siehe auch Paul Nolte, Gesellschaftsgeschichte – von der Theorie zur Geschichtsschreibung, in: Nolte, Hettling (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, S. 1–8.

<sup>27</sup> Vgl. dazu auch Lutz Raphael, Anstelle eines „Editorials“. Nationalzentrierte Sozialgeschichte in programmatischer Absicht: Die Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 5–37.



schaftsgeschichte erklärt Nolte folgendermaßen: „Ihr Programm – es war überzeugend, hinreichend konsistent um bestimmte Grundideen herum formuliert und anziehend auch über das reine Fach hinaus. Und es traf den Geist der Zeit, es war ‚timely‘, von dem Klima der späten sechziger Jahre ebenso geprägt, wie es dann erfolgreich darauf zurückwirken konnte [Kursivsetzungen gehen auf den Verfasser zurück].“ – so weit zu Noltens Diagnose der Krise der Gesellschaftsgeschichte, die nicht zufällig in der Vergangenheitsform formuliert ist.

Ein zweiter Kronzeuge zur „Krisen-Diagnose“ der Gesellschaftsgeschichte ist Thomas Welskopp. Dieser Schüler Kockas hat in den letzten Jahren drei Analysen der Gesellschaftsgeschichte publiziert.<sup>28</sup> Wie Nolte analysiert Welskopp die Gesellschaftsgeschichte als intellektuelles Produkt der westdeutschen Nachkriegslage, als eine intellektuelle Mischform alter deutschen Traditionen und als eine Neuorientierung auf die USA. Aufbauend auf Theodor Schieders und Werner Conzes *Strukturgeschichte*, hatten sich die Bielefelder Gründungsväter zunächst der amerikanischen Modernisierungssoziologie zugewandt<sup>29</sup> – und das nicht nur aus

---

<sup>28</sup> Nolte, Historiker, S. 427 f. - Vgl. Thomas Welskopp, Westbindung auf dem „Sonderweg“. Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur historischen Sozialwissenschaft, in: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin (Hg.), Geschichtsdiskurs, Band 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945, Frankfurt am Main 1999, S. 191–238; Thomas Welskopp, Die Sozialgeschichte der Väter, Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 24 (1998), S. 173–198; Thomas Welskopp, Der Mensch und die Verhältnisse. „Handeln“ und „Struktur“ bei Max Weber und Anthony Giddens, in: Thomas Mergel, Thomas Welskopp (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte, München 1997, S. 39–71.

<sup>29</sup> Siehe zu Conze und Schieder: Jin-Sung Chun, Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche Strukturgeschichte im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948–1962, München 2000. - Die bezüglich Conze, Schieder und anderer bundesrepublikanischer und österreichischer Historiker geführten Debatten rund um ihre Nazi-Vergangenheit bleiben außer Betracht, weil sie in diesem Kontext nicht relevant sind. Siehe dazu Winfried Schulze, Otto-Gerhard Oexle (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1999.

theoretischen Gründen. Auch Welskopp betont nämlich, dass Modernisierung in Bielefeld nicht nur als *theoretische*, sondern auch als *normative* Kategorie gedacht wurde, das heißt als Demokratisierung = Verwestlichung. So wurde die „*westliche Modernisierung* [doch, Anm. d. Verf.] zum *Modell* – im Sinne eines virtuellen historischen „Normalverlaufs“, der als Maßstab für fortan programmatisch geforderte historische Vergleiche und als Ideal galt, an dem man historische Verläufe messen konnte“. „Das *Bekennnis zur westlichen Modernisierung* war Ausdruck einer leidenschaftlichen Identifikation mit der Nachkriegsgesellschaft der Bundesrepublik in ihren progressiven, sprich: den dem fortgeschrittenen Westen weiter nacheifernden Elementen. Damit verankerte man die Bundesrepublik im Lager der westlichen Moderne, als eine Gesellschaft, welche die Lektionen des Nationalsozialismus gelernt hatte“.

Der *Nationalsozialismus* wurde also in der Gesellschaftsgeschichte als Kulminationspunkt des deutschen „Sonderwegs“, als eine „*verzögerte*“ und „*partielle Moderne*“ interpretiert. Die *Bundesrepublik* konnte nun deshalb als „*Rückkehr*“ zur „*normalen Moderne*“ verstanden werden, nachdem der deutsche „Sonderweg“ 1945 gewaltsam und von außen gestoppt worden war. Das erkläre nach Welskopp, ebenso wie nach Nolte, weshalb die Gesellschaftsgeschichte inhaltlich so auf den deutschen „Sonderweg“ und auf „1933“ fixiert geblieben sei und warum sie deshalb wesentlich Nationalgeschichte bleiben *musste*. Es ist nur konsequent, wenn Welskopp wie auch Nolte eine *Verabschiedung von der Modernisierungstheorie* und der damit verbundenen „*Sonderweg*“-*Fixierung* der *traditionellen* Gesellschaftsgeschichte für wünschenswert proklamieren.<sup>30</sup>

---

<sup>30</sup> Welskopp, *Westbindung*, S. 210 f. - Ähnlich argumentiert auch Thomas Mergel, *Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne*, in: Thomas Mergel, Thomas Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte*, München 1997, S. 203–233.

### *Die theoretischen Wurzeln der „Krise“ der Gesellschaftsgeschichte*

Obwohl Noltes und Welskops Analysen der „Modernisierungsprobleme“ der Gesellschaftsgeschichte sehr einleuchtend sind, ist die Frage nach den *Ursachen* dieser „Krise“ damit noch nicht völlig geklärt. Wie üblich in der Geschichte, gibt es nämlich mehrere Arten von Ursachen, die nicht alle bei Nolte und Welskopp befriedigend behandelt wurden.

Wehler und Kocka legten das größte Gewicht auf die *politischen und kulturellen Kontexte*, die das wechselnde Schicksal der Historischen Sozialwissenschaft mitbestimmt haben. In ihren Bestandsaufnahmen verweisen sie im Hinblick auf die sechziger und siebziger Jahre auf die Rolle des reformfreundlichen politischen Klimas, das der radikalen Kritik an herkömmlichen Paradigmen der Geschichtswissenschaft und an ihren „blinden Flecken“ Rückenwind verschaffte. Selbstverständlich wird auch auf die Rolle der Soziologie als eines sozialwissenschaftlichen „Partners“ der Gesellschaftsgeschichte sowie auf den Einfluss eines diffusen Marxismus verwiesen.<sup>31</sup> In der Formationsperiode der Historischen Sozialwissenschaft wurden meist „sozialökonomische Erklärungsmuster privilegiert, sei es unter marxistischem Einfluß, sei es im Rahmen modernisierungshistorischer Ansätze, sei es in anderer Weise“<sup>32</sup>.

---

<sup>31</sup> Vgl. Wehler, *Historische Sozialwissenschaft*, S. 142–147; Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 5–18. Von der Soziologie her betrachtet, kam diese Kombination von Strukturfunctionalismus und Marxismus übrigens ziemlich unerwartet, da die meisten „Linken“ den amerikanischen Strukturfunctionalismus von Parsons als völlig unhistorisch, als konservativ und als eine sozialtheoretische Glorifizierung der USA-Gesellschaft kritisierten. Siehe dazu u.a. die einflussreiche Parsons-Kritik von Alvin Gouldner, *The Coming Crisis of Western Sociology*, London 1971.

<sup>32</sup> Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 12. - Vgl. auch Hans-Ulrich Wehler, *What Is the „History of Society“?*, in: *Storia della Storiographia* 18 (1990), S. 5–20.

Für die achtziger Jahre wird die Rolle der Alltagsgeschichte kurz erwähnt sowie jene der Frauen- oder Geschlechtergeschichte hervorgehoben. Diese hatten zu einer „Relativierung“ der sozialökonomischen Erklärungsmuster und zu einer Anerkennung des Gewichts der Gender-, Erfahrungs- und Sinndimensionen geführt. Aus diesem Grund hatte sich die Gesellschaftsgeschichte unter anderem in zunehmendem Maße dem Handlungstheoretiker Max Weber zugewandt, der nun als Wegbereiter (und schnell auch als Säulenheiliger) der Gesellschaftsgeschichte umarmt wurde.<sup>33</sup>

Wehler bringt die wachsende Resistenz gegenüber der Gesellschaftsgeschichte mit einer generationsspezifischen Wandlung in Richtung einer zunehmenden Individualisierung und Emotionalisierung in Beziehung. So gab es einen wachsenden „Widerstand gegen die Abstraktheit und vermeintliche ‚Kälte‘ des Prozesses und der Strukturanalyse in einer Zeit, [. . .] die ‚Betroffenheit‘ und ‚Befindlichkeit‘ zu Kultworten erhob. Kontingenzerfahrungen wurden gegen die strukturelle Determination geltend gemacht“<sup>34</sup>.

In den neunziger Jahren lässt sich, unter dem Einfluss der globalen politischen Machtverschiebungen als Folge des Verschwindens des vorherigen kommunistischen „Ostblocks“, eine fundamentale Wiederentdeckung und Anerkennung von

---

<sup>33</sup> Siehe Jürgen Kocka (Hg.), Max Weber. Der Historiker, Göttingen 1986 sowie die unter Gesellschaftshistorikern einflussreiche Weber-Interpretation von Wolfgang Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 1978. - Schluchter hat später den Titel seines Buches jedoch in *Die Entstehung des modernen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Entwicklungsgeschichte des Okzidents* geändert (Frankfurt am Main 1998), wobei er den Begriff „Gesellschaftsgeschichte“ bewusst gestrichen hat (siehe Neuausgabe S. 9–39). „Gesellschaft“ interpretiert er – mit Weber – übrigens immer als „gesellschaftliche Ordnungen“. Siehe auch Hartman Tyrell, Max Webers Soziologie – eine Soziologie ohne Gesellschaft, in: Gerhard Wagner, Heinz Zipprian (Hg.), Max Webers Wissenschaftslehre. Interpretation und Kritik, Frankfurt am Main 1994, S. 390–415 und Friedrich Tenbruck, Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen, Graz 1984.

<sup>34</sup> Wehler, Historische Sozialwissenschaft, S. 146 f.

(namentlich nationaler, ethnischer und religiöser) *Kultur* und *Tradition* als zentralen Dimensionen der „Gesellschaft“ beobachten. Dies gilt ebenso für die Geschichtswissenschaft. „Kultur“ wird das „neue Modewort“. Soziologische und marxistische Ansätze werden von Historikern immer weniger miteinbezogen, während Foucault – den Wehler als einen intellektuellen „Feind“ behandelt<sup>35</sup> – immer stärker berücksichtigt wird. Kulturelle Anthropologie und Textanalyse avancieren nun zum „Paradigma“ einer „neuen“ Kulturgeschichte. Während vor 25 Jahren Kulturgeschichte den Gesellschaftshistorikern als besonders „altmodisch“ erschien, ist sie nun plötzlich zur „Herausforderung“ der Gesellschaftsgeschichte geworden. Die ehemaligen Kritiker der „traditionellen Geschichtswissenschaft“ werden nun *selbst* als „überholt“ und „nicht mehr zeitgemäß“ kritisiert.

Ein bemerkenswertes Charakteristikum von Wehlers und Kockas Analysen der „Historischen Sozialwissenschaft“ und ihrer „Herausforderungen“ ist, dass beide hauptsächlich *historisierend* vorgehen und die Frage nach der *kognitiven Berechtigung* der Kritik größtenteils beiseite lassen.<sup>36</sup> Sie fokussieren politische und kulturelle Ursachen und behandeln die *kognitiven* Ursachen der „Krise“ der Gesellschaftsgeschichte nur am Rande. Das führt dazu, dass die kognitiven Kritikpunkte an der Gesellschaftsgeschichte zwar benannt werden – wie zum Beispiel die relative Vernachlässigung der Intentionen in der Gesellschaftsgeschichte im Zuge der Fixierung auf unintendierte „Strukturen“ –, dass aber diese kognitive Kritik nicht weiter ein Objekt der Analyse ist. Dies ist im Vergleich mit den früheren Bestandsaufnahmen und programmatischen Schriften der Gesellschaftshistoriker auffallend, weil sie in der Formations- und Aufschwungphase die Gesellschaftsgeschichte in erster Instanz mit *kognitiven Argumenten* propagiert haben (und nur in zweiter Instanz mit dem praktischen *Geschichte als Aufklärung*-Argument<sup>37</sup>): Gesellschaftsgeschichte war *besser* als

---

<sup>35</sup> Siehe Wehler, Kulturgeschichte, S. 45–96.

<sup>36</sup> Das gilt übrigens bestimmt *nicht* für Thomas Welskopp's Analysen.

<sup>37</sup> Siehe Jürgen Kocka, *Geschichte als Aufklärung*, Göttingen 1989. Die Reaktion Kockas auf diese neue Lage ist ziemlich defensiv gewesen. Er plädiert

„traditionelle“ Geschichte, weil sie über „bessere“ Methoden und Theorien verfügte. *Deshalb* gab es keine „rational überlegene Alternative“. *Nun* wird jedoch die *kognitive* Rationalität der neuesten historiographischen Entwicklung selten mehr zum Thema der Reflexion erhoben, es wird dagegen hauptsächlich ihr realhistorischer Kontext erläutert. Denn es geht in den neuen Bestandsaufnahmen der Gesellschaftsgeschichte eher um die *Genese* der Kritik als um ihre *Geltung*.

Festgestellt kann also werden, dass die Ursachen der „Krise“ der Gesellschaftsgeschichte auf *kognitiver* Ebene noch weitgehend im Dunkeln geblieben sind. Im Folgenden werde ich deshalb versuchen darzulegen, dass man durch die *geschichtstheoretische Analyse* Licht auf die kognitiven Probleme der Gesellschaftsgeschichte werfen kann. Ich möchte diese These verteidigen, indem ich darauf hinweise, wie die Gesellschaftsgeschichte auf einer konzeptuellen Ebene in ein schwieriges Fahrwasser geraten ist. Die Modernisierungstheorie hat als Theorie der Evolution gesellschaftlicher Systeme zu dieser problematischen theoretischen Lage beigetragen, jedoch ohne *alleine* dafür verantwortlich zu sein. Die Gesellschaftsgeschichte wurzelt nämlich nicht nur in der Modernisierungstheorie und in einer modernisierungstheoretisch interpretierten *Sonderweg*-These, sondern auch in einer radikalen *Historismuskritik*. Diese Kritik, so lautet meine These, hat das Programm der Gesellschaftsgeschichte durch das Phänomen der *Umkehrung* konzeptuell fundamental geprägt. Ich werde im Folgenden diese These durch eine geschichtstheoretische Analyse zu belegen versuchen. Eine derartige Analyse strebt danach, in Wissenschaftspro-

---

nur erneut für die „sozialwissenschaftliche Einfärbung“ der Geschichte und verteidigt die „Aufrechterhaltung methodischer Überprüfungsformen, Argumentations- und Darstellungsformen in klarer Abgrenzung zur Fiktionalität, im Unterschied zu manchen rein literarischen Produkten und in Abwehr postmoderner Beliebigkeit“. Daneben verwirft er die postmoderne Tendenz, Geschichte in Geschichten aufzulösen und plädiert deshalb „für die Beibehaltung von ‚Gesellschaft‘ als Zentralbegriff gegen den konkurrierenden Begriff ‚Kultur‘“. Wehlers Reaktion ist, wie üblich, offensiver ausgefallen. Siehe Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 18 f und Wehler, *Herausforderung der Kulturgeschichte*, S. 146–153.

grammen die *theoretischen Folgen von konzeptuellen „Umkehrungen“ freizulegen*. Diese konzeptuellen „Umkehrungen“ sind eine Folge der theoretischen „Kriege“, die von den Gesellschaftshistorikern geführt worden sind und die nicht selten in der „Umkehrung“ der gegnerischen Position endeten. Die Analyse wird also auf eine dialektische Denkfigur Hegels zurückgreifen, das heißt auf die sogenannte „Einheit der Gegensätze“. Diese Hegelsche Denkfigur weist übrigens eine überraschende Affinität mit bestimmten von Pierre Bourdieu formulierten wissenschaftssoziologischen Mechanismen auf<sup>38</sup>, womit Hegel eine unvermutete Aktualität zukommt. Die geschichtstheoretische Analyse wird sich auf die Ebene der *Programmformulierungen* beschränken, weil daraus die konzeptuellen Strategien meist explizit folgen. Wie die Programmformulierungen *praktisch* ausgearbeitet sind, ist übrigens eine andere, nicht weniger interessante Frage, die hier nur marginal berührt werden kann.<sup>39</sup>

Bourdieu's Wissenschaftssoziologie gründet in der Einsicht, dass Wissenschaftsprogramme oder Paradigmen nie im leeren Raum formuliert werden oder ohne Konkurrenten sind. Dagegen beziehen sie sich fast immer implizit oder explizit auf *andere*, konkurrierende Wissenschaftsprogramme in demselben „wissenschaftlichen Feld“. Diese theoretische Bezugnahme dient unter anderem einer „identitätsstiftenden“, demarkierenden Funktion. Die Identität eines Paradigmas wird in dieser Weise gegenüber konkurrierenden Paradigmen bestimmt und gesichert. Diese Bezugnahme ist meistens *negativ*, weil Identität erst durch die Negation des Nichtidentischen entsteht. Die theoretischen und methodischen Problemdefinitionen der Wissenschaftsprogramme erklären sich größtenteils aus diesen wechselseitigen Beziehungen. Dasselbe gilt für die Änderungen der Problemdefinitionen.

---

<sup>38</sup> Vgl. Pierre Bourdieu, The Specificity of the Scientific Field, in: Charles Lermert (Hg.), *French Sociology. Rupture and Renewal since 1968*, New York 1981.

<sup>39</sup> Siehe dazu Ton Nijhuis, *Structuur en contingentie. Over de grenzen van het sociaal-wetenschappelijk verklaringsideaal in de geschiedschrijving*, Assen 1995.

Ich möchte diese „negative“, abgrenzende Bezugnahme auf andere Paradigmen als wechselseitige „*negative Bindung*“ von Wissenschaftsprogrammen bezeichnen. Wissenschafts*politisch* ist diese „negative Bindung“ unvermeidbar, weil sie im wissenschaftlichen Streit *strategische* Funktionen erfüllt. Es gibt nämlich auch im „wissenschaftlichen Feld“ keinen Kampf ohne Strategie. Wissenschafts*theoretisch* – das heißt *kognitiv* – bringt „negative Bindung“ jedoch auf Dauer auch bedeutende *negative Konsequenzen* mit sich. Das rührt daher, dass die methodischen und theoretischen Auffassungen der Wissenschaftsprogramme in gewissem Maße *Negationen*, das heißt „*Umkehrungen*“, der von ihnen kritisierten Auffassungen verkörpern. Und weil in Umkehrungen die fundamentale, konzeptuelle Struktur des Umgekehrten erhalten bleibt, überleben auf diese Weise viele der mit den kritisierten Positionen verbundenen konzeptuellen Probleme. Sie können sich dadurch auf Dauer zu „*epistemologischen Blockaden*“ entwickeln, deren Überwindung nicht einfach ist und neue theoretische Arbeit fordert.

Die meisten Probleme der Gesellschaftsgeschichte, die heute unter der Etikettierung *Kultur und „subjektive Sinndimension“* thematisiert werden, sind eine unmittelbare Folge dieser Art von Umkehrungsprozessen. Das Programm der historischen Sozialwissenschaft war nämlich in ihrer Aufschwungphase auffallend „negativ gebunden“ an zwei damals konkurrierende Wissenschaftsprogramme, das heißt erstens an das Programm des *Historismus* und zweitens - mehr unterschwellig - an das des *Marxismus*. Diese beiden „negativen Bindungen“ haben schwerwiegende Folgen für die theoretische und methodische Konzeption im Bielefelder Programm gehabt, wobei sich die Lage noch zusätzlich komplizierte, weil es gleichzeitig auch eine *positive* Bindung an einen diffusen Marxismus gab. Ich möchte das Phänomen der „negativen Bindung“ an zwei Beispielen darlegen: erstens an der Bielefelder Konzeptualisierung des Verhältnisses von Struktur und Person und im gleichen Atemzug von Gesellschaft und Kultur



und zweitens am Beispiel der Bielefelder Auffassung der historischen Erklärung.

### *Person und Struktur als Problem der Umkehrung*

Zunächst einige Bemerkungen zum *Verhältnis von Person und Struktur* im Historismus, Marxismus und in der Historischen Sozialwissenschaft: In Bielefeld wurde die historistische Methode als *individualistisch* und auf *Intentionen* beschränkt wahrgenommen und kritisiert.<sup>40</sup> Diese methodische Ausrichtung wurde im Bielefelder Konzept einfach *umgekehrt*: Statt individualistisch war der Bielefelder Fokus *überindividualistisch*, und statt intentional war er *strukturell*.<sup>41</sup> Diesen „strukturellen“ Fokus teilte die deutsche Gesellschaftsgeschichte mit der französischen Gesellschaftsgeschichte eines Fernand Braudel und mit der englischen marxistischen Gesellschaftsgeschichte eines Eric Hobsbawm. Dies symbolisiert das, was ich mit der *positiven* Bezugnahme der Gesellschaftsgeschichte auf den Marxismus meinte, den gemeinsamen „strukturellen Fokus“<sup>42</sup>.

Ein „struktureller Fokus“ lenkt, laut Kocka, „den Blick eher auf die Bedingungen, Spielräume und Möglichkeiten menschlichen Handelns in der Geschichte als auf individuelle Motive, Entscheidungen und Handlungen selber; er beleuchtet eher Kollektivphänomene als Individualitäten; sie [diese Sichtweise; Anm. d. Verf.] macht Wirklichkeitsbereiche und Phänomene zum Gegenstand der Forschung, die eher durch Beschreibung und Erklärung als durch hermeneutisch-individualisierendes Sinnverstehen zu erschließen sind; sie interessiert sich vor allem für die relativ dauerhaften, ‚harten‘, nur schwer

---

<sup>40</sup> Inwieweit diese Wahrnehmung adäquat war, ist eine andere Sache. Hier gilt einfach das bekannte „Thomas-Theorem“: „What is perceived as real, is real in its consequences“.

<sup>41</sup> Vgl. Jürgen Kocka, Struktur und Persönlichkeit als methodologisches Problem der Geschichtswissenschaft, in: M. BOSCH (Hg.), Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte, Düsseldorf 1977, S. 152–170.

<sup>42</sup> Vgl. Wehler, History of Society?, S. 10 f.

veränderbaren Phänomene [. . .].“ Der Begriff „Struktur“ steht – so verstanden – nicht im Gegensatz zu „Prozess“, sondern zu „Ereignis“, „Entscheidung“, „Handlung“ und „Persönlichkeit“.<sup>43</sup> Gleichzeitig wurde die *Gewichtung der Erklärungsfaktoren*, die kennzeichnend für den Historismus war, *umgedreht*: Statt der Geschichtsmächtigkeit der Intentionen und Ideen wurde die Geschichtsmächtigkeit der gesellschaftlichen Strukturen hervorgehoben, insbesondere der „harten“ ökonomischen und sozialen Strukturen. Diese Gewichtung wurde auch durch die Anlehnung an den Marxismus in den frühen siebziger Jahren gestützt.

Als Folge dieser „Umkehrung“ von Person und Struktur ist in der Gesellschaftsgeschichte eine folgenreiche konzeptuelle *Spannung* entstanden einerseits zwischen Individuen, ihren Ideen und Intentionen, kurz: zwischen subjektivem Sinn und Erfahrung, und andererseits zwischen „objektiven Strukturen“ und „Gesellschaft“. „Strukturen“ sind also in der Gesellschaftsgeschichte durch *Umkehrung* synonym geworden mit „Überindividualität“ und „Langfristigkeit“ und so in *Opposition* zu Intentionalität und der ereignishaften, individuellen Erfahrbarkeit der Geschichte, kurz: zum Handlungscharakter und der Erfahrungsdimension der Geschichte, geraten.<sup>44</sup> Ute Daniels

---

<sup>43</sup> Vgl. Kocka, Struktur und Persönlichkeit, S. 161–163.

<sup>44</sup> Siehe Kocka, Struktur und Persönlichkeit, S.160 f., der frei nach Koselleck die Begriffe „Ereignis“ und „Struktur“ kontrastiert und die folgenden Umschreibungen gibt: „Unter einem *Ereignis* soll ein Zusammenhang von Begebenheiten verstanden werden, der von Zeitgenossen als Sinneinheit innerhalb eines Rahmens chronologischer Abfolge von Vorher und Nachher erfahren und insofern auch vom Historiker in Kategorien chronologischer Abfolge ‚erzählt‘ werden kann“. *Strukturen* dagegen sind „(nicht notwendig als Sinneinheit erfahrbare) Zusammenhänge oder Vorgegebenheiten (vorgegeben dem Ereignis, der Entscheidung, der Handlung, der Person), die im Hinblick auf ihre Zeitlichkeit nicht in der strikten Abfolge von erfahrbaren Ereignissen aufgehen und über den zeitlichen Erfahrungsraum mitlebender Zeitgenossen hinausweisen; die deshalb nicht erzählt werden können, wenn konstitutiv für ‚erzählen‘ die Einbindung in einem kategorialen Rahmen des Vorher und Nachher ist; die überindividuell sind und sich nicht auf einzelne Personen, selten auf exakt bestimmbare Gruppen reduzieren lassen; die den Ereignissen in anderer Weise vorausliegen als in einem chronologischen Rahmen“. Hier findet man gleich die Argumente dafür, warum die Gesellschaftsgeschichte „nicht-erzählend“ vorgeht.

Kritik an der Gesellschaftsgeschichte, dass die Geschichte sich nicht *nur* „hinter den Rücken der Akteure und über ihre Köpfe vollzieht“, ist also gerechtfertigt. Dasselbe gilt für ihr Plädoyer für „eine hermeneutische Wende“, um die Dimension des subjektiven Sinnes methodologisch berücksichtigen zu können.<sup>45</sup>

In Jon Elsters Theoriesprache lässt sich das Problem wie folgt formulieren: In der Konzeption der Gesellschaftsgeschichte hat die Fokussierung auf die *supra*-intentionale Ebene und die *sub*-intentionale Ebene zur Folge gehabt, dass die *intentionale* Ebene selber weitgehend ausgeblendet wurde.<sup>46</sup> Auch hat die Umkehrung des Historismus zur Folge gehabt, dass Intentionalität (und somit Handlungsorientierung) *selbst* nicht mehr als strukturiert aufgefasst werden konnte und dass die Gesellschaftsgeschichte darum nicht mehr mit der Handlungstheorie *als solcher* „kompatibel“ war. Wehlers „Geständnis“ aus dem Jahr 1996, dass Weber lange Zeit in der Gesellschaftsgeschichte nicht als *Handlungstheoretiker* rezipiert und deshalb „halbiert“ worden sei, lässt sich als eine Bestätigung dieser Analyse lesen.<sup>47</sup> Die von Wehler *nicht* beantwortete und theoretisch entscheidende Frage, *warum* Weber in Bielefeld genau *auf diese Weise* „halbiert“ wurde, ist damit geklärt.

Die weitgehende *Ausblendung der intentionalen Ebene* in der Gesellschaftsgeschichte wurde gleichzeitig auf die theoretische Ebene gestützt und durch die französischen und englischen Varianten der Gesellschaftsgeschichte (namentlich von Braudel und Hobsbawm) legitimiert. Diesen marxistisch angehauchten Inspirationsquellen der Bielefelder entstammte auch der Unterschied zwischen einer *Tiefen-* und einer *Oberflächen-Ebene* der Geschichte und die *Identifikation der „Strukturen“ mit der Tiefen-Ebene*. Strukturen wurden von

---

<sup>45</sup> Ute Daniel, Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende, in: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, Göttingen 1994, S. 54–65.

<sup>46</sup> Vgl. Jon Elster, Explaining Technical Change: A Case Study in Philosophy of Science, Cambridge 1983, S. 84 f.

<sup>47</sup> Vgl. Wehler, Von der Herrschaft zum Habitus, S. 145.

Wehler nämlich als jene Phänomene aufgefasst, die „Traditionen und Wahlfreiheit *determinieren* ebenso wie die restriktiven Umstände in Bezug auf individuelle und kollektive Handlungen“<sup>48</sup>. Weil die Bielefelder sich gleichzeitig von jeglicher *öffentlichen* Form des „Determinismus“ freihalten wollten, konnten sie nicht – wie *richtige* Marxisten – öffentlich eine „strukturelle Kausalität“ postulieren, um die Erklärungsfrage zu lösen. In diesem Sinne war die Gesellschaftsgeschichte *negativ* an den Marxismus gebunden. Auch erklärt die aus dieser „negativen Bindung“ folgende öffentliche Herablassung gegen jede *umfassende* Theorie, warum die Gesellschaftshistoriker sich selbst offiziell zum „Theorie-Eklektizismus“ bekehren *mussten*.

In den *praktischen* Arbeiten der Bielefelder wurde aber doch manchmal eine Art soziologischer „*Systemkausalität*“ durch Interpretation der *Handlungen* von individuellen und kollektiven Akteuren *als* „*systembedingt*“ eingeschleust. Welskopp hat das einleuchtend wie folgt umschrieben: „In der Folge vereinnahmte man auf der einen Seite die ‚gewöhnlichen‘ Akteure für das System: als oft unbewusste Exekutoren struktureller Handlungszwänge verschwanden sie hinter funktionellen Sachzusammenhängen. Auf der anderen Seite interessierte man sich hinsichtlich der Handlungsspielräume der Akteure hauptsächlich für deren restriktive Bedingungen; danach ging Handeln, sofern es systemkonform war, großenteils in der strukturellen Determiniertheit des Systems auf.“<sup>49</sup> Die Verbindung von System- und

---

<sup>48</sup> Wehler, *History of society?*, S. 8, wo er das „methodological principle“ of „Strukturgeschichte“ als „the attempt to bring historical structures which determine traditions and options and define the restrictive conditions for individual and collective action to bear against the history of events“ umschreibt. Man kann in dieser Auffassung leicht ein Echo des Marxismus ahnen. Auch ist der Einfluss von Hans Rosenbergs paradigmatischer Studie *Große Depression und Bismarckzeit* zu vermuten, in welcher auch versucht wurde, Phänomene wie Antisemitismus und Antiliberalismus als „Struktureffekte“ der Großen Depression jenseits von Intentionen zu erklären.

<sup>49</sup> Welskopp, *Westbindung auf dem Sonderweg*, S. 198 f. - Vgl. auch Jürgen Kocka, *Geschichte und Aufklärung*, Göttingen 1989, S. 32–35.

Handlungsebene wurde in der Gesellschaftsgeschichte also auf Kosten der Handlungsebene zustande gebracht.

Dass dieses Problem nicht nur in der Formationsphase der Historischen Sozialwissenschaft eine Rolle – wie beispielsweise in Wehlers *Kaiserreich* – spielte, wurde unlängst von John Breuilly in Bezug auf Wehlers *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* deutlich gemacht. Wehlers Zugriff marginalisiere die Bedeutung von Handlungen und Ereignissen, weil sein „struktureller“ Fokus sich auf ihre *Bedingungen* und *Ergebnisse* fixiere. Dadurch werde es schwierig, „die Art und Weise zu berücksichtigen, in der Ereignisse selber ein strukturbildendes Ergebnis zeitigen, anstatt nur der Effekt von Strukturen zu sein“<sup>50</sup>. Das gravierendste Problem ist, dass Wehlers strukturgeschichtlicher Ansatz dazu neigt, „Handlungen auf die Rolle von Schatten zu verweisen, die über die ‚höhere‘ Realität der Strukturen hinweghuschen und sie reflektieren“<sup>51</sup>. Wenn Handlungen als Reflex von Strukturen aufgefasst werden, verschwindet jedoch die Kontingenz der Geschichte tendenziell: „Das einzige Element der Kontingenz sind dann jene kurzen Momente, wenn Handlung als eine Macht *gegen* oder *über* Strukturen wirken kann.“ Das Problem mit dieser Sichtweise ist, „daß die Strukturen *selber* nicht als kontingent behandelt werden“<sup>52</sup>.

Diese nicht-kontingente Sichtweise auf Strukturen wurzelt in einer Modernisierungstheorie, die Geschichte letztendlich als eine Evolution von Strukturen auffasst, wobei die „Endphase“ der Evolution schon als bekannt vorausgesetzt wird. Der Marxismus ist in dieser Hinsicht tatsächlich ein Angehöriger

---

<sup>50</sup> John Breuilly, „Wo bleibt die Handlung?“ Die Rolle von Ereignissen in der Gesellschaftsgeschichte, in: Nolte, Hettling (Hg.), *Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte*, S. 38; John Breuilly, *Auf dem Weg zur deutschen Gesellschaft? Der dritte Band von Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 136–168.

<sup>51</sup> Breuilly, *Handlung?*, S. 39.

<sup>52</sup> Breuilly, *Handlung?*, S. 41 f. Diese Sichtweise war übrigens Theodor Schieder eigen, bei welchem Wehler promovierte. Siehe Theodor Schieder, *Strukturen und Persönlichkeiten in der Geschichte*, in: *Historische Zeitschrift* 195 (1962), S. 265–296.

dieser Theoriefamilie, obwohl er den Kommunismus und nicht die liberale Demokratie als „Endphase“ ansah.

In der Modernisierungstheorie ist auch eine Erklärung für die problematische Verbindung der Handlungs- und Systemebenen in der Gesellschaftsgeschichte auf *begrifflicher Ebene* zu finden: Im Unterschied zu Habermas hat Wehler namentlich keinen konzeptuellen Unterschied zwischen *Geschichte* und *Evolution* gemacht.<sup>53</sup> Dadurch gibt es auch bei Wehler keine klare Trennung zwischen einer *realhistorischen* Analyse der Ereignisse und Handlungen einerseits und einer *theoretischen* Rekonstruktion von deren Entwicklungslogik – als einer Evolution von Systemen – andererseits. Deshalb wird die Rekonstruktion der realhistorischen Handlungen und die Rekonstruktion der Systeme von Wehler *ineinandergeschoben*, und so gibt es einen *immanent-theoretischen* „Zwang“ im Projekt der Gesellschaftsgeschichte, die Handlungsebene auf die Systemebene zu reduzieren. Die von Wehler und Kocka selbst eingestandene Tendenz zum (sozialökonomischen) Reduktionismus in der Formationsphase der Historischen Sozialwissenschaft war also kein „Zufall“ oder durch irgendwelche zeitbedingte „Umstände“ bedingt, sondern war eine unmittelbare Folge des modernisierungstheoretisch inspirierten Programms *selbst*.

Für das Fehlen eines systematischen Unterschieds zwischen Geschichte und Evolution im Programm der Gesellschaftsgeschichte sind *wissenschaftsstrategische* Gründe auffindbar. Die Habermasche These<sup>54</sup>, dass Geschichte *immer* eine (zeitorientierte) *erzählende Form* habe und sich dadurch von der *rekonstruktiven Form* der Evolutionstheorie unterscheide, passte nämlich besonders schlecht in das methodologische Konzept der Gesellschaftsgeschichte, die sich gerade als *nicht-erzählend*, als *theoretisch* und als *analytisch* profiliert

---

<sup>53</sup> Siehe Jürgen Habermas, *Geschichte und Evolution*, in: Jürgen Habermas, *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*, Frankfurt am Main 1976, S. 200–260.

<sup>54</sup> Habermas übernahm diese Charakterisierung der Geschichte aus Arthur Dantos bekanntem Buch *Analytical Philosophy of History*.

hatte.<sup>55</sup> Da die Gesellschaftshistoriker die „traditionelle“ Geschichte als „*bloß* erzählend“ kritisierten, war gerade diese Habermassche These für sie *nicht* „anschlussfähig“. Dasselbe galt für die „theorielose“ Geschichtsauffassung von Habermas, die nicht mit den Bielefelder Auffassungen über „instrumentelle Theorieanwendung“ in der Geschichte „kompatibel“ war.<sup>56</sup>

Fazit: Das Spannungsverhältnis zwischen Person und Struktur, das heißt die Intentionalität, einerseits und der Supra- und Sub-Intentionalität andererseits verkörperte gegenüber dem Historismus eine einfache *Umkehrung* der Faktoren, und genau darin liegt die Substanz der Debatten über das *Verhältnis von Gesellschaft und Kultur*.

### *Gesellschaft versus Kultur?*

Den *ersten Akt* dieser Debatten inszenierten um 1980 die Vertreter der *Alltagsgeschichte*. Im Kern kritisierten Alltagshistoriker wie Hans Medick und Alf Lüdtke die Gesellschaftsgeschichte im Hinblick auf ihre Ausklammerung der Erfahrungs- und Sinndimensionen der historischen Akteure. Diese Kritik wurde von den Adressaten anfangs nicht sehr ernst genommen oder einfach abgelehnt.<sup>57</sup> Auf Dauer hat sich diese „vorprogrammierte“ Strategie der Negierung jedoch als nicht wirkungsvoll erwiesen: Im *zweiten Akt* dieser Debatten über *Gesellschaft und Kultur* kehrte nämlich die verdrängte Dimension der subjektiven Erfahrung und Interpretation auf

---

<sup>55</sup> Was die Debatten über die „narrative“ oder „erzählende“ Form der Geschichte recht unübersichtlich macht, ist die Vielzahl der Auffassungen, was nun unter einer „Erzählung“ zu verstehen sei. Siehe dazu Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit, S. 127–189.

<sup>56</sup> Vgl. Jürgen Kocka, Thomas Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, München 1979. - Habermas sah nur diese Möglichkeit, um die Evolutionstheorie in der Geschichtsschreibung „anzuwenden“.

<sup>57</sup> Siehe für einen Überblick über die Literatur und die verschiedenen Positionen Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*, mit Beiträgen von Kocka, Medick und Lüdtke.

brisante Weise zurück.<sup>58</sup> In diesen Debatten argumentierte unter anderen Ute Daniel, dass kollektive Akteure in der Gesellschaftsgeschichte oft als zweckrational oder strategisch handelnd vorgestellt wurden. Die *subjektive*, sinnhafte Erfahrung konnte nur so auf die *objektiven* Interessenslagen der Handelnden reduziert werden. Und da diese objektiven Interessenslagen der Handelnden vom System her erklärt wurden – ähnlich wie im Marxismus –, gelte das auch für die subjektive Erfahrung der Akteure. Wenn das nicht möglich war, wurde von „Abweichungen“ gesprochen, die erklärungsbedürftig seien.<sup>59</sup>

„Systemkonformität“ der Handelnden wurde also in der Gesellschaftsgeschichte als nicht erklärungsbedürftiger „Normalfall“ vorausgesetzt. In dieser soziologischen Konzeption der historischen Wirklichkeit haben kulturelle Deutungsmuster deshalb keinen *autonomen* und *systematischen* Platz, weil die Erklärung zweckrationalen Handelns auch ohne sie auskommt. Ute Daniels Kritik, dass diese Konzeption und diese Erklärungsstrategie mehr Affinität mit Durkheims holistischem Funktionalismus zeigten als mit Webers individualistischer Handlungstheorie, ist im Grunde richtig; dasselbe gilt für Welskops ähnliche Beobachtungen in dieser Hinsicht<sup>60</sup>. Nur sei bemerkt, dass der Bielefelder Funktionalismus ebenso über Eckart Kehr und Hans Rosenberg vom Marxismus

---

<sup>58</sup> Siehe Hardtwig, Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte heute*; Ute Daniel, *Clio unter Kulturschock*. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997), S. 195–218 und S. 259–278; Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998.

<sup>59</sup> Vgl. Welskopp, *Westbindung auf dem Sonderweg*, S. 200 f.

<sup>60</sup> Vgl. Welskopp, *Westbindung auf dem Sonderweg*, S. 215: „Die Gruppeninteressen hatten einen Klassenhintergrund, waren aber mehr als ein Reflex von Klassenlagen. Zu ihrem ausschlaggebenden Medium avancierten die intermediären Organisationen – Interessenverbände, Berufs- und Ständeorganisationen –, die die Gruppeninteressen im vorpolitischen Feld integrierten und in der politischen Arena artikulierten. Politikgeschichte wurde im Rahmen dieses Ansatzes durch die Einbeziehung interessenpolitischer Verbände erweitert“. Deshalb konnte Nolte behaupten, dass viele Gesellschaftshistoriker im Wesen Politikhistoriker geblieben waren, wie das übrigens schon früher von Georg Iggers bemerkt worden war.



übernommen wurde wie von Durkheims amerikanischen Erben.

Die „Verdrängung“ der kulturellen Deutungsmuster der Akteure durch die Funktionslogik der gesellschaftlichen Struktur hatte folgenschwere Konsequenzen. Die Funktionslogik des „Systems“ wurde nun gewissermaßen zum „Motor“ der Geschichte erhoben. *Geschichte* wurde primär als *Evolution dieses Systems* aufgefasst, eine Evolution, die aus der Modernisierungstheorie erklärbar war.<sup>61</sup> Diese Auffassung weist eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit Habermas' modernisierungstheoretisch interpretiertem Marxismus in *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus* auf. Von späteren Entwicklungen des Habermasschen Theoriegebäudes konnte jedoch wegen der Ausblendung der intentionalen Handlungsebene durch die Gesellschaftsgeschichte nur das „System“ und nicht die „Lebenswelt“ rezipiert werden.

*Systeme* avancierten also zum Rang der *eigentlichen historischen Akteure*. Deshalb wurden die leibhaftigen historischen Akteure von selbst an den Rand des geschichtlichen Geschehens verwiesen, wie Welskopp signalisiert.<sup>62</sup> Das bedeutet also, dass die *Opposition* zwischen Struktur und Persönlichkeit *als solche* unvermittelt in der Gesellschaftsgeschichte weiterlebt. Und dies kann erklären, weshalb später die Analyse dessen, was Individuen *bewusst* bewegt, in der Gesellschaftsgeschichte so leicht ins Abseits und in Gegensatz zu Strukturen geraten ist: Intentionalität, Interpretation, Weltdeutung, kurzum: Kultur oder die „subjektive“ Sinndimension. Über die *Opposition von Struktur und Persönlichkeit* ist so unbeabsichtigt eine *Opposition von Struktur und Kultur* entstanden, die sich nicht einfach durch „Erweiterungen“ überbrücken lässt. Und weil die „Gesellschaft“

---

<sup>61</sup> Siehe auch Welskopp, Westbindung auf dem Sonderweg, S. 200.

<sup>62</sup> Vgl. Welskopp, Westbindung auf dem Sonderweg, S. 199: „Spiegelbildlich reproduzierte sich die spezifische Personenorientierung der konventionellen Politikgeschichte als eine extrem strukturalistische, personenarme Systemgeschichte, die weniger auf eine theoretische Vermittlung der Kategorien als auf ihre wechselseitige Abgrenzung setzte.“

als Inbegriff von Strukturen aufgefasst wurde, kam es auch zu der leidigen *Gegenüberstellung von Gesellschaft und Kultur*, die so vielen in den letzten Jahren Kopfschmerzen bereitet. Wehlers spätere analytische Differenzierung in seiner *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* von Kultur als dritter „gesellschaftlicher“ Dimension *neben* Herrschaft und Wirtschaft (und sozialer Ungleichheit als zugefügter vierter Dimension) hat dieses Problem *nicht* gelöst, weil Kultur hier doch wieder als separate „Sphäre“ neben anderen konzeptualisiert wurde und nicht als die subjektive Sinndimension *jedes* sozialen Handelns. Wehlers spätere, fast selbstinkriminierende Bemerkung, dass „es nicht weit genug zu führen scheint, Kultur als bisher vernachlässigte Dimension den bisher behandelten Gegenstandsbereichen additiv hinzuzufügen“, ändert diese unbequeme Lage leider nicht.<sup>63</sup>

Der hier signalisierte „leere Platz“ eines *umfassenden* Kulturkonzepts in der Gesellschaftsgeschichte kann auch teilweise erklären, weshalb Foucaults Konzept von Diskurs-Geschichte in Bielefeld auf so wenig Sympathie gestoßen ist. Weil die Diskurs-Analyse auf einem umfassenden Kulturkonzept aufbaut und *gesellschaftliche Strukturen als kulturell produziert* auffasst, weist sie nämlich mittelbar auf diesen „leeren Platz“ in der Gesellschaftsgeschichte hin.

---

<sup>63</sup> Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Band 1, München 1987, S. 1–30; Wehler, *Historische Sozialwissenschaft*, S. 149. In dieser Hinsicht besteht ein wichtiger Unterschied zwischen Wehler und Kocka, da in Kockas Bürgertum-Projekt in den achtziger Jahren die (bürgerliche) Kultur schon einen zentralen Platz einnahm. Die *Praxis* der Gesellschaftsgeschichte hatte sich geändert, aber noch nicht die Theorie.

*Historische Erklärung als Problem: die Umkehrung von Verstehen und Erklären*

Das bringt uns zur *zweiten* und letzten Analyse der „negativen Bindungen“ der Gesellschaftsgeschichte, das heißt zum Konzept der *historischen Erklärung*. Auch hier kann ein *Umkehrungsprozess* beobachtet werden, weil die Historismuskritik der Gesellschaftsgeschichte nochmals zu einer folgenschweren Umkehrung geführt hat. Die historistische Vorstellung eines fundamentalen *Methodendualismus der Wissenschaften*, welche auf einer Opposition zwischen „Sinnverstehen“ und „Kausalerklären“ beruht, wurde zwar in Bielefeld übernommen, aber ihre Bewertung einfach umgedreht. Statt des hermeneutischen „Verstehens“ wurde in der Gesellschaftsgeschichte einfach das „Erklären“ zum „Königsweg“ der Historiker erhoben. Deshalb unterblieb die *Verbindung* der beiden Erklärungsweisen unbegründet, obwohl eine solche, dem „jungen“ Habermas folgend, immer wieder gefordert wurde. Da aber intentionale Handlungen im Bielefelder Theoriegebäude schon als „objektiv systembedingt“, das heißt als zweckrational, festgelegt waren, blieb der Platz für das „Verstehen“ *de facto* leer. „Historisches Erklären“ wurde deshalb im Programm der Gesellschaftsgeschichte nicht „zufällig“, aber *notwendig* auf *kausales* oder *kausal-funktionales* Erklären reduziert.<sup>64</sup> Das neue Interesse für den historischen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte lässt

---

<sup>64</sup> Auffallend ist auch, dass in der Gesellschaftsgeschichte, gleich wie im Historismus, *a priori* ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Kausalität und Intentionalität vorausgesetzt wurde. Philosophische Theorien, die beide als kompatibel betrachten, wurden niemals reflektiert. Siehe zu „kompatiblen“ Sichtweisen u.a. Donald Davidson, *Actions, Reasons and Causes*. *Freedom to Act* sowie Hempel *On Explaining Action*, in: Donald Davidson, *Essays on Actions and Events*, Oxford 1980, S. 3–19, S. 63–81 und S. 261–275; siehe auch John Searle, *Intentionality*, Cambridge 1983, S. 94: „When one acts on one's desires or carries out one's prior intention, the desire and intention function causally, but it is not necessarily the case that one could not have done otherwise, that one simply could not help oneself“, und S. 135: „There are not two kinds of causation, regularity causation and intentional causation. There is just one kind of causation and that is efficient causation“. Siehe auch Kurt Lehrer (Hg.), *Freedom and Determinism*, New Jersey 1966.

sich plausibel als ein Versuch interpretieren, um diesen methodologischen Engpass endlich los zu werden.<sup>65</sup>

Auch hier muss neben der bloßen „Umkehrung“ des Historismus wieder die Rolle eines „latenten“ und diffusen Marxismus mitbedacht werden. Die *Begründung der hervorragenden Rolle der Strukturen gegenüber den Akteuren* und ihrem Bewusstsein war in der Gesellschaftsgeschichte nämlich dieselbe wie im Marxismus, das heißt die Voraussetzung war ein unaufhebbarer *Mangel an „echtem“ Wissen der Akteure über ihre „wirkliche“ Lage*. Die eigentliche Begründung der „strukturellen“ Erklärungsweise in der Gesellschaftsgeschichte ist immer wieder der Hinweis auf die „Macht der Verhältnisse“ und der „zwingenden Strukturen“ gewesen, die dafür sorgten, dass „die Geschichte niemals in dem aufgeht, was Menschen wechselseitig intendieren“ und erfahren. Hinter den Rücken der historischen Akteure waren vornehmlich diese „harten“ sozialökonomischen Strukturen kausal wirksam. Für „echtes“ Wissen der wirklichen Lage brauchte man also nicht so sehr das Wissen und die Erfahrungen der historischen Akteure, sondern vielmehr die von Historikern *ex post* gewonnene Erkenntnis der Strukturen, die diese Akteure und ihre Erfahrungen kausal bestimmten. Da aber diese Strukturen nicht in der Erfahrung der Akteure gegeben und rekonstruierbar sind, müssten diese Strukturen erst theoretisch erfasst werden; deshalb wurden die Begriffe *Theorie* und *Struktur* in der Gesellschaftsgeschichte immer zusammen gedacht und nicht *Theorie* und *Handlung*.

Diese Voraussetzung erklärt sogleich, weshalb *Gesellschaftsgeschichte als ideologiekritisches Unternehmen*, das heißt als *Aufklärung*, konzipiert werden konnte, genau wie beim „frühen“ Habermas. Geschichtswissenschaft sei (jedenfalls *auch*) ein Mittel gegen sogenannte „falsche Erfahrungen“ ideologisch verblendeter Subjekte. Kockas Argumentation für „Gesell-

---

<sup>65</sup> Vgl. Heinz-Gerhard Haupt, Jürgen Kocka (Hg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt am Main 1996; Hartmut Kaelble, *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1999.

schaft“ statt „Kultur“ als zentrales Konzept der Geschichtswissenschaft rekuriert noch immer auf dem Argument, dass „Gesellschaft“ die den Zeitgenossen nicht bewussten Phänomene besser in Rechnung stelle als „Kultur“.<sup>66</sup>

### *Schlussfolgerung*

Wenn die oben entwickelte geschichtstheoretische Analyse stimmt, liegt die Schlussfolgerung nahe, dass das Bündnis zwischen Gesellschaftsgeschichte und Modernisierungstheorie als ambivalent charakterisiert werden kann, weil diese Theorie sowohl den *Aufstieg* als auch den *Niedergang* der Gesellschaftsgeschichte zum Teil erklärt. Merkmale, die in den optimistischen sechziger und siebziger Jahren als Stärke dieser Theorie angesehen wurden, schlugen ab den skeptischen achtziger Jahren in ihre Schwäche um. Das gilt für die kognitiven *und* die praktischen, normativen Merkmale der Modernisierungstheorie; und in allen Bestandsaufnahmen wurde eine enge Beziehung zwischen beiden festgestellt. Darum sind sowohl Analysen des normativen Kontextes – politische und kulturelle Historisierungen – als auch Analysen des kognitiven Kontextes notwendig, um die Schicksale der „modernisierten“ Gesellschaftsgeschichte zu erklären. Ein Versuch, beide Analyse-Ebenen zu verbinden, wurde in diesem Aufsatz unternommen.

Retrospektiv ist übrigens auffallend, dass die meisten kritischen Argumente gegen die Modernisierungstheorie und ihre „Anwendung“ bereits in ihrer Aufschwungphase entwickelt worden waren. Darum konnten so viele der später beobachteten Probleme dieser Theorie auf bereits bekannte Argumente *contra* (wie auf die Fortschrittgläubigkeit und die Idealisierung eines „normalen“ westlichen Weges in die Moderne, auf die Gleichstellung von „Gesellschaft“ und nationalem Staat et cetera) zurückgeführt werden. Dies verleiht

---

<sup>66</sup> Vgl. Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 19.

Wehlers Buch *Geschichte und Modernisierungstheorie* retrospektiv einen besonders paradoxen Status, da es bereits die Keime seines eigenen „Untergangs“ in sich trug. Postmoderne Zyniker können demgemäß Wehler kritisieren, weil er damals seine eigene Kritik am Modernitätsglauben nicht genügend ernst genommen habe.

Daneben muss jedoch in Rechnung gestellt werden, dass die weitgehende Auflösung der *Sonderweg*-These, die sich seit den achtziger Jahren beobachten lässt, auch teilweise auf den eigenen empirischen Forschungen der Gesellschaftshistoriker beruht. Obwohl die *Sonderweg*-These lange Zeit vehement gegen ihre Kritiker verteidigt wurde, haben die vergleichenden Forschungen im Rahmen der Gesellschaftsgeschichte – und namentlich das Bürgertum-Projekt, das die vergleichsweise „besondere“ Ausrichtung des deutschen Bürgertums recherchieren wollte – entscheidend zum „Untergang“ der *Sonderweg*-These beigetragen.<sup>67</sup> In dieser Hinsicht könnten Zyniker der Gesellschaftsgeschichte vorwerfen, zur Untergrabung der eigenen Fundamente beigetragen zu haben, obwohl man das selbstverständlich auch als „Lernbereitschaft“ interpretieren könnte. Dadurch haben sich die *empirischen* Arbeiten der Gesellschaftshistoriker seit den siebziger Jahren geändert und sich die Grenzen zwischen der Gesellschaftsgeschichte und der „normalen“ Geschichtswissenschaft inzwischen verflüssigt.<sup>68</sup> Bemerkenswert ist jedoch, dass die *Theorie* der Gesellschaftsgeschichte damit nicht Schritt gehalten hat und gewissermaßen zum Hemmschuh geworden ist. Nur neuerdings hat die jüngere Generation der Gesellschaftshistoriker – insbesondere Thomas Welskopp – alte, unhaltbare theoretische Positionen explizit verlassen, um eine neue theoretische Fundierung der Gesellschaftsgeschichte zu

---

<sup>67</sup> Siehe zu den *Sonderweg*debatten Kocka, *Asymmetric Comparison* sowie Geoff Eley, *Introduction: Is There a History of the Kaiserreich?*, in: Geoff Eley (Hg.), *Society, Culture and the State*, S. 1–43; Stefan Berger, *The Search for Normality. National Identity and Historical Consciousness in Germany since 1800*, Providence–Oxford 1997. Für das Bürgertum-Projekt siehe Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988.

<sup>68</sup> Vgl. Kocka, *Historische Sozialwissenschaft heute*, S. 20.

entwickeln. Die Intention, das Verhältnis zwischen Struktur und Handlung – im Anschluss an die *Handlungstheoretiker* Max Weber und Anthony Giddens – neu zu durchdenken, wird zentral und versucht die von Wehler eingestandene „Halbierung“ Webers durch die Gesellschaftsgeschichte (die, wie oben argumentiert, in der Umkehrung historistischer Positionen wurzelt) auch *theoretisch* aufzuheben.<sup>69</sup>

Was bei dieser theoretischen „Erneuerung“ der Gesellschaftsgeschichte von der Modernisierungstheorie übrig bleiben wird, ist vermutlich nicht besonders viel. Der Postmodernismus hat sich in dieser Hinsicht erfolgreich gegenüber dem Modernismus durchgesetzt; was übrigens keineswegs bedeutet, dass die Postmoderne die moderne Geschichtsschreibung ersetzt hat oder ersetzen wird.<sup>70</sup> Dazu kommt, dass mit dem Verschwinden der *Sonderweg*-These auch die dahinterliegenden modernisierungstheoretischen Annahmen in Auflösung begriffen sind. Die Debatten über die fatalen Episoden der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert werden nicht mehr so sehr in der modernisierungstheoretischen Matrix von „demokratischen versus nicht-demokratischen“ gesellschaftlichen und politischen Strukturen konzeptualisiert, als vielmehr in der Matrix von „Modernität *und* Barbarei“ oder eigentlich von der „Barbarei *in* der Modernität“. Der optimistische Glaube, dass Modernisierung und Zivilisation in irgendeinem plausiblen Zusammenhang zueinander stehen – wie dies Norbert Elias noch argumentierte –, befindet sich klar im Hintertreffen.<sup>71</sup> In diesem Sinne hat sich das 20. Jahrhundert bestimmt als ein fundamentaler praktischer „Lernprozess“ herausgestellt.

---

<sup>69</sup> Siehe Mergel, Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*.

<sup>70</sup> Siehe dazu Chris Lorenz, *Postmoderne Herausforderungen an die Gesellschaftsgeschichte?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 617–632; Chris Lorenz, *You Got Your Story, I Got Mine. Some Reflections on Truth and Objectivity in History*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 10/4 (1999), S. 563–585.

<sup>71</sup> Vgl. Max Miller, Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 1996.

Die Bedeutung von „Auschwitz“ für das historische Denken über das 20. Jahrhundert hat seit zwei Jahrzehnten paradoxerweise *zu-* statt *ab-*genommen. Der Gang der öffentlichen Debatten in der Bundesrepublik seit der Wiedervereinigung ist dafür nur ein Beleg. Das bedeutet, dass diejenigen Ansätze in der Geschichte, die die Idee „von der Barbarei *in* der Modernität“ übergehen oder nur marginal tangieren, zunehmend als „unzeitgemäß“ erfahren werden und an Plausibilität einbüßen. Das scheint jedenfalls das Schicksal der Modernisierungstheorien zu sein, die im 21. Jahrhundert auf die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts „angewandt“ werden. Denn sie thematisieren die unterschiedlichen *Formen* der Politik (demokratisch versus nicht-demokratisch) und *nicht* unmittelbar die (genozidalen versus nicht-genozidalen) *Inhalte* der Politik. Das ermöglichte Historikern im 20. Jahrhundert, „1933“ als „undemokratischen“ Fixpunkt der modernen deutschen Geschichte zu betrachten, ohne „Auschwitz“ konkret in die Augen sehen zu müssen. Die Modernisierungstheorie erlaubte im Hinblick auf „Auschwitz“ das, was Norbert Frei treffend „die Diskretion des Unkonkreten“ genannt hat, und teilte dies mit anderen Ansätzen dieser Zeit (inklusive dem marxistischen).<sup>72</sup> Seit den neunziger Jahren jedoch hat diese „Diskretion“ zunehmend dem üblichen historischen Drang zum Konkreten Platz gemacht (wofür generationelle Entwicklungen hauptverantwortlich sind).<sup>73</sup>

Vom Postmodernismus her gesehen, ist das Problem folgendes: Modernisierungstheorien können bestimmte *Aspekte* der Modernität und der Modernisierung kritisieren, aber nicht Mo-

---

<sup>72</sup> Vgl. Norbert Frei, *Auschwitz und Holocaust. Begriff und Historiographie*, in: H. Loewy (Hg.), *Holocaust: Die Grenzen des Verstehens*, Hamburg 1992, S. 104; Ulrich Herbert, *Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik Deutschland*, in: U. Herbert, O. Groehler (Hg.), *Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten*, Hamburg 1992, S. 67–87.

<sup>73</sup> Siehe *The Dilemmas of Commemoration: German Debates on the Holocaust in the 1990's*, in: Sonderheft von *German Politics and Society*, Band 17/3 (1999).



dernität und Modernisierung *als solche* in Frage stellen.<sup>74</sup> Modernisierung als solche wird *positiv* bewertet, und in diesem Sinne ist Modernisierungstheorie tatsächlich ein unmittelbares Erbe des Aufklärungsoptimismus. Darum konnte aus diesem theoretischen Blickwinkel „Auschwitz“ nicht als ein zur „normalen“ Modernität gehörendes Phänomen analysiert werden. Es *musste* entweder mit einer *prä-modernen* Phase der gesellschaftlichen Evolution – quasi als „ungleichzeitiger Überrest“ – in Verbindung gesetzt werden oder als irgendeine „Abweichung“ von der „normalen“ Modernität erklärt werden. Die Anerkennung der *fundamentalen Ambivalenz der Modernität* – des nicht gerade beruhigenden Januskopfes von Modernität und Barbarei – ist im Rahmen der Modernisierungstheorie selbst nicht mehr fassbar.<sup>75</sup> Darum erscheint uns die Modernisierungstheorie am Anfang des 21. Jahrhunderts immer weniger als plausibel und letztendlich als ziemlich „unmodern“.

---

<sup>74</sup> Diese Kritik wird ausgearbeitet von Günther Schafer, *Modernisierung der Vergangenheit. Geschichtswissenschaft in der Industriegesellschaft*, Hamburg 1990.

<sup>75</sup> Vgl. Miller, Soeffner (Hg.), *Modernität und Barbarei*.